

Bilder des Alters und des Alterns im Wandel

Otfried Höffe

Ob Individuum oder Gesellschaft – wer sich Gedanken über die wachsende Bedeutung des Alters macht, wirft klugerweise einen Blick in die Geschichte und verbleibt im Zeitalter der Globalisierung nicht in den Grenzen der eigenen Kultur. Der Doppelblick, der sich daraus ergibt, der Blick sowohl in die Geschichte als auch auf fremde Kulturen gibt der Gegenwart ein schärferes Profil. Zugleich bewahrt er sie vor einer Selbstüberschätzung sowohl im Positiven als auch im Negativen. Nicht zuletzt deutet er die Veränderbarkeit an; denn was für die Vergangenheit und andere Kulturen zutrifft, gilt auch für die Zukunft: Sie wird anders als unsere Gegenwart sein.

Der Doppelblick hat allerdings die Schwierigkeit, daß es für mein Metier, die Philosophie, unvorsichtig erweitert zur Ideen- und Geistesgeschichte, noch keine rechte Fachdebatte gibt. Das größte Nachschlagewerk, das zwölfbändige Historische Wörterbuch der Philosophie, verzeichnet die Stichworte „Alter“ und „Altern“ nicht¹, obwohl sie durchaus eine Rolle spielen, immerhin von Platon und Aristoteles über die Stoa und die europäische Moralistik bis zu Ernst Bloch. Neuere Überlegungen bietet fast nur die Ethik, dabei zum geringeren Teil seitens der Philosophie (für zwei Beispiele stehen Auer, 1996; Höffe, 2002). Ohnehin genügt es nicht, philosophische Texte zu studieren. Ebenso wichtig sind Texte der Medizingeschichte, darüber hinaus das Recht, die Literatur, einschließlich religiöser Texte, nicht zuletzt die bildende Kunst. Das Themenfeld ist also weit, weshalb man exemplarisch und hochselektiv vorgehen kann, dabei mit unterschiedlichen Methoden und in einem Wechsel von Mikro- und Makrostudien.

Im Folgenden zeichne ich, zugegeben amateurhaft, eine Vor-Skizze. Meine Fachkompetenz besteht lediglich in der Kenntnis einiger Klassiker der Philosophie und einem gewissen geistesgeschichtlichen Methodenverständnis. Die eher zufälligen Beispiele sind bewußt aus verschiedenen Epochen, auch unterschiedlichen literarischen Gattungen gewählt. Weil sie nur aus dem Abendland stammen, gehe ich am Ende etwas wildern und blicke auf eine nichtabendländische Kultur. Sucht man nach dem über eine lange Zeit vorherrschenden Altersbild und dessen Wandel, so empfiehlt sich, mit der Wortgeschichte zu beginnen, da sie eine kondensierte Sachgeschichte sein kann: Vor zwei oder drei Generationen durfte man noch fast ungeniert von einem Greis sprechen. Heute klingt es diskriminierend, obwohl es zumindest für Männer zutrifft. Wie in der Zoologie der ‚grizzly bear‘ den Graubär meint, so ist ‚Greis‘, wer im Alter unvermeidlich, daher nicht ehrenrührig, grau, genauer: hellgrau, silbergrau,

¹ Es gibt aber gewisse Bausteine: vgl. Gnilka, 1983; Minois, 1987.

wird. Heute spricht man lieber von Senioren. In den romanischen Anredeformeln, die vom lateinischen Original abstammen, also: im Französischen *Seigneur*, italienisch *Signore*, spanisch *Señor*, auch dem französischen *Sire* und dem englischen *Sir*, klingt es noch an: Der Ältere ist der „in Ehren Ergraute“, der Ehrwürdige, der von Seiten der Jüngeren Achtung verdient.

I. Griechische und römische Antike

Diese Einschätzung wird von der Sozial- und Politikgeschichte bestätigt, freilich nicht uneingeschränkt, da es kein einheitliches Altersbild gibt. In Rom beruht die hohe Wertschätzung des Alters auf der gesellschaftlich, politisch und rechtlich herausragenden Stellung des Vaters. Als *pater familias* ist er das Oberhaupt der Familie, das im Fall der Oberschicht als Mitglied des Senats in republikanischer Zeit politische Herrschaft ausübt. Der im weiteren Sinn sozialen Wertschätzung entspricht eine persönliche, was im Vorübergehen drei Variablen des Themas nahelegt: Die Bilder des Alters hängen zum Beispiel ab: 1) von der (westlichen . . .) Kultur, 2) von der Zeit bzw. Epoche und 3) von der thematischen Hinsicht, hier etwa der sozialen Seite (mit Unteraspekten wie gesellschaftlich, rechtlich, politisch) und der persönlichen Seite (mit Unteraspekten wie emotional, charakterlich, medizinisch . . .).

Nun zur persönlichen Wertschätzung: Nach der Schrift des 62-jährigen Ciceros *Cato maior de senectute* (*Cato der Ältere über das Alter*) zeichnet sich der Ältere noch durch alle drei Vorzüge eines reifen Mannes aus: *dignitas*, *gravitas* und *auctoritas*, also Würde, gewichtiger Ernst und Respekt einflößendes Ansehen. Die als Senilität bezeichneten Eigenschaften sollen dagegen auf Disziplinlosigkeit zurückgehen, sind daher angeblich altersindifferent. Eine Folge dieser zweifellos idealisierenden Selbsteinschätzung ist, dass sich die Aufgabe, über Veränderungen nachzudenken, die mit dem Altern einhergehen, oder sozialpsychologische Überlegungen zu der Frage, wie man auf das – eventuell erzwungene – Ausscheiden aus großen Ämtern reagiert, nicht aufdrängen.

Durch eine bloße Hochschätzung des Alters zeichnet sich aber weder das antike Rom noch generell die Antike aus. Schon in der frühen griechischen Literatur, beim „alten“ Homer, taucht die bis heute aktuelle Ambivalenz in Form zweier Prototypen der Einschätzung auf. Sie finden sich in anderen Kulturen wieder, stellen also – erwartungsgemäß – eine interkulturelle Gemeinsamkeit dar: Das Beispiel einer negativen Einschätzung, der Altersschwäche und Hilflosigkeit gibt Priamos, König von Troja, ab (z. B. *Ilias*, XXIV, 486ff.), das Muster der positiven Einschätzung, des weisen, zudem beredten Ratgebers Nestor, der König von Pylos (z. B. *Ilias*, IV, 320–325). Ein weiterer positiver Vertreter ist Teiresias, der blinde Seher aus Athen, den Sophokles in den Tragödien *König Ödipus* und *Antigone* als Warner auftreten lässt. Positive Vertreter sind auch die Eheleute Philemon und Baucis, die sich gegenüber Jupiter und Merkur durch Gastlichkeit ausgezeichnet hatten.

Auf der anderen Seite betont Hesiod im Weltaltermythos den negativen Aspekt. Im Goldenen Zeitalter gab es das elende „Alter“ gar nicht, während die Menschen des Eisernen Zeitalters rasch altern, das Alter aber nicht ehren. Vorherrschend ist die negative Einschätzung aber nicht. Der Dichter Mimnermos klagt zwar im Gedicht

„Des Lebens Last“ über „leidiges Altern“, weshalb „ein schleuniger Tod besser als Leben“ sei, und wünscht sich in den „Leiden des Alters“ zu „sterben im sechzigsten Jahr!“ Darauf antwortet aber Solon im Gedicht „An Mimnermos“ mit dem Wunsch (der sich ziemlich genau erfüllen sollte): „Mag mich im achtzigsten Jahr treffen das Todesgeschick!“ Denn „Auch als alternder Mensch lerne ich ständig noch zu.“

Auch die Kunst der Griechen zeigt beide: die Würde und die Schwäche, sogar Häßlichkeit des Alters, während die römische Porträtkunst das Alter zwar realistisch, aber in Würde darzustellen pflegt. Und wenn es nicht zu weit führte, könnte man einige Porträts von alten Leuten und Selbstporträts alt gewordener Maler ansehen; Beispiele liegen auf der Hand: Dürers „Mutter“, Tintoretts oder Rembrandts späte Selbstbilder.

Dem positiven Prototyp folgt Platon, wenn er, weil man Einsicht und festgegründete wahre Meinungen erst im Alter erreiche, für hohe Ämter ein Mindestalter von 50 Jahren fordert (*Gesetze* II 653a). Hierzu darf man erinnern, daß schon die Antike das von der Natur gesetzte Höchstmaß menschlichen Lebens kaum niedriger als heute, nämlich auf 120 Jahre, schätzt und daß viele der großen Griechen ein bemerkenswertes Alter erreichten: Sophokles wurde ebenso wie Solon, später der Skeptiker Pyrrhon 90 Jahre alt, Pythagoras vermutlich etwas älter, der Sophist Gorgias erreichte 109 Jahre, Platon immerhin 80 Jahre und der Stoiker Epiktet 88 Jahre. Demographisch interessant sind auch geographische Unterschiede. Während nach Auskunft zahlreicher Grabinschriften wegen einer hohen Kinder- und Jugendsterblichkeit die durchschnittliche Lebensdauer in Rom 22,6 Jahre betrug, stieg sie in den nordwestafrikanischen Provinzen zum Teil auf über 50 Jahre, sogar auf 60 Jahre an. Die doch recht häufigen Klagen über das Alter haben eine handfeste Grundlage: Da es für die Alten keine allgemeine staatliche Fürsorge gibt, müssen sie selber Vorsorge treffen und sich entweder rechtzeitig einen hinreichenden Besitz erwerben oder auf einen Unterhalt durch die Kinder hoffen, der aber nicht nur dort ausbleiben kann, wo die Kinder zu früh sterben.

Ein weiteres Zeugnis für die klassische Antike enthält ein für fast zwei Jahrtausende kanonisches Werk, das, nebenbei gesagt, eine Fundgrube für die Sozialgeschichte Griechenlands darstellt, Aristoteles' *Rhetorik*. Das zweite Buch entfaltet in den Kapiteln 12–14 eine nuancenreiche Psychologie für die drei Lebensalter, für die Jungen (*neoi*), für die in der Blüte des Lebens (*akmê*) Stehenden und für die Älteren (*presbyteroi*). En passant zeigt die Gliederung in drei Lebensalter ein auch in anderen Kulturen zu findendes Dreiphasenmodell: Auf eine Phase des Aufstiegs folgen zunächst eine Zeit der Blüte (die der Körper zwischen 30 und 35, die Seele aber mit 49 Jahren erreicht) schließlich eine Phase des Abstiegs. Dagegen fehlt die wegen der wachsenden Lebenserwartung heute sinnvolle Untergliederung in ein junges und ein hohes Alter. Andere Griechen unterteilen freilich differenzierter. Pythagoras gliedert das Leben in vier Stufen zu je zwanzig Jahren, wobei er, weil er den vier Jahreszeiten folgt, auch von einem Auf- und Abstieg ausgeht. Solons Lebensalterelegie teilt das Leben in zehn Stufen zu je sieben Jahren ein, womit er aber das Alter, das er selber erreichen wird, unterschätzt. Eine erstaunliche Untergliederung findet sich im Assyrischen: 40 Jahre ist Blüte, 50 Jahre sind kurze Tage, 60 Jahre ist reifes Alter, 70 Jahre sind lange Tage, 80 Jahre ist Greisenalter und 90 Jahre ist gesegnetes Alter.

Gemäß dem Zweck der Schrift, *Rhetorik*, einer Theorie und zugleich Kunst der Rede, läßt sich Aristoteles weniger auf eine „Theorie“ der Älteren ein als auf deren Bild im gemeingriechischen Verständnis, gewissermaßen auf die damalige Alterspsychologie. In dem ziemlich pessimistischen Bild überträgt Aristoteles seine Lehre des *meson*, der Mitte, auf die Altersgruppen und spricht den Älteren hinsichtlich Affekt und Charakter das Gegenteil der Jüngeren zu, während die in der Blüte Stehenden die Höchstform des Menschlichen, dessen Vorbildlichkeit, erreichen – man muß ergänzen: typischerweise, aber keineswegs immer. Ciceros positive Einschätzung könnte übrigens daher kommen, daß er die Vorzüge des in der Blüte Stehenden noch den Älteren zuspricht.

Nach Aristoteles haben sich die Älteren im Verlauf ihres Lebens öfters getäuscht, überdies viele Fehler gemacht und vieles Schlechte erlebt, weshalb sie in kognitiver Hinsicht vorsichtig sind. Sie behaupten nichts mit Sicherheit, setzen lieber ein „vielleicht“ hinzu. Weil sie hinter allem das Schlechtere annehmen, sind sie pessimistisch und argwöhnisch. Vom Leben erniedrigt, setzen sie sich keine bedeutenden Ziele mehr; sie sind kleingesinnt, überdies knauserig, nicht zuletzt, weil sie sich vor allem fürchten, feige. Weil man das, was kaum noch vorhanden sei, besonders begehre, hängen sie, je näher das Lebensende komme, umso mehr am Leben. (Die biblische Erfahrung, daß man „des Lebens satt“ auch zuversichtlich aufs Ende blickt, ist ihnen also fremd.) Die Älteren – fährt Aristoteles fort – leben mehr in der Erinnerung als in Hoffnung; sie reden ununterbrochen über das Vergangene, weil sie bei dessen Erinnerung Freude empfinden. Sofern sie Unrecht begehen, tun sie es nicht wie die Jungen aus Übermut (*hybris*), sondern aus Bosheit (*kakourgia*). Und Mitleid verspüren sie nicht aus Menschenliebe, sondern aus Schwäche, denn alles, was es zu erleiden gibt, halten sie für nahe bevorstehend. Schließlich seien sie nicht humorvoll, sondern weinerlich.

Bei den griechischen Bildern des Alters und Alterns darf man die Medizin nicht vergessen. Seit Hippokrates beschäftigt sie sich mit den Kennzeichen des Alters. Im Rahmen einer Lehre der Körpersäfte, die Veränderungen von Blut, Lymphe, Galle, Schleim und Gewebswasser untersucht, kennzeichnet Hippokrates das Alter durch einen zunehmend trockeneren und kühlen Organismus. Schon er weiß um unterschiedliche Krankheitsverläufe bei Jüngeren und Älteren und kennt altersspezifische Krankheiten. Der überragende Zoologe der Antike, Aristoteles, widmet eine eigene kleine Abhandlung der Frage von Lang- und Kurzlebigkeit und eine weitere über Jugend und Alter.

Interessanter für unser Thema ist die hellenistische, also nachklassische Medizin, die die (schon vorher bekannten) Alterserscheinungen und Alterskrankheiten genauer untersucht. Der Leibarzt des Kaisers Mark Aurel, Galen, führt ein, was nicht bloß medizinisch, sondern auch für das Bild des Alters bedeutsam ist: eine ausdrückliche Altenpflege (*gerokômê*) mit Massagen, Diät, Bewegung und Atemübungen. Er will damit der Trockenheit und Kälte des Organismus entgegenwirken, also nichts weniger als den Alterungsprozeß verlangsamen. Nach seinem Zeitgenossen Kelsos bzw. Celsus ist die Medizin aber nicht zu dem fähig, was man heute ein Anti-Aging-Projekt nennen würde: Der Versuch, das Altern aufzuhalten, übersteige die Kräfte der Medizin.

Eine vorläufige Zwischenbilanz: Ob in eher positiver oder eher negativer Darstellung – schon die griechische Antike befaßt sich intensiv mit dem Alter, während in auffallendem Gegensatz zu heute die Kindheit und Jugend ein geringeres Interesse findet. (Im Bereich der bildenden Kunst entdeckt erst die hellenistische Plastik das Kind.) Dabei tritt kein einheitliches Bild zutage, was (partielle) Übereinstimmungen mit anderen Kulturen erleichtert.

II. Von Bacon zu Bloch

Überspringt man, hier nur aus Gründen der notwendigen Selektion, das Mittelalter, immerhin etwa tausend Jahre, so tritt die frühneuzeitliche Moralistik in den Blick, also eine literarisch-philosophische Gattung, die keine moralischen Grundsätze aufstellt. Als Vorläufer einer komparatistischen Sozialwissenschaft beobachtet sie unterschiedliche Verhaltensweisen, deckt deren versteckte Triebfedern auf und gibt einige moralisch-praktische Ratschläge. Charakteristisch für sie ist der Stilwille. Die Moralikritik bringt ihre Einsichten in ebenso geistreichen wie künstlerisch durchgeformten „Versuchen“, Essays, zur Sprache. Als Beispiel wähle ich den britischen Lordkanzler, Wissenschaftspropheten, Sozialphilosophen und Ideologiekritiker Francis Bacon. Im Essay „Über Jugend und Alter“ (Bacon, 1612/1985, Nr. 42) nimmt er ähnlich wie Aristoteles eine Differentialanalyse vor. Er beschränkt sie aber auf zwei Lebensalter, was das Dreiphasenmodell (Aufstieg, Höhe und Abstieg) relativiert: „die Erfahrung leitet die Alten sicher in dem, was in ihren Bereich fällt, täuscht sie aber im Hinblick auf das Neue ... Bejahrte Menschen machen zu viele Einwürfe, überlegen zu lange, wagen zu wenig, bereuen zu früh und beuten die Gelegenheit selten bis ins letzte aus, sondern begnügen sich mit einem mittelmäßigen Erfolg.“ Weil auf Seiten der Jugend die gegenläufigen Schwächen vorherrschen, hält Bacon für „durchaus wünschenswert, beide Lebensalter zusammenarbeiten zu lassen“. Auch nach außen ist dies vorteilhaft, „denn das Alter genießt Autorität, die Jugend Wohlwollen und Beliebtheit.“ Hinsichtlich der Kräfte des Verstehens („powers of understanding“) behauptet Bacon eine Zunahme, dagegen einen Verlust an Vorzügen des Willens und der Zuneigung („affection“). Der Grund erinnert an Aristoteles: „je mehr der Mensch von der Welt trinkt, desto mehr vergiftet sie ihn“.

Mit dem nächsten Beispiel wechseln wir nicht die Zeit, aber die literarische Gattung. Einer der „voyages imaginaires“ des 16. und 17. Jahrhunderts, die Sozialutopie *Christianopolis* (1619) des schwäbischen Theologen Johann Valentin Andreae, widmet ein eigenes Kapitel den „Alten“: „Die Alten beiderlei Geschlechts“ werden von eigenen Personen versorgt, aufgemuntert, geehrt und um Rat gefragt. Der Grund läßt an Dankbarkeit denken: sie haben sich bislang „unter größten Mühen und Verdiensten bis ins gebückte Alter mit beachtlicher Treue und Fleiß aufgeopfert“ (Andreae, 1975, S. 134.)

Mit einem weiteren Beispiel überspringen wir mehr als drei Jahrhunderte und kommen fast in der Gegenwart an. Das Beispiel bringt eine ziemlich neue Perspektive ein. Gemäß dem Titel des einschlägigen Werkes *Das Prinzip Hoffnung* spricht Ernst Bloch nicht so sehr über das, was Ältere im Positiven oder Negativen sind, auch nicht, wie sie selber leben oder wie sie von anderen behandelt werden sollen. Insofern ist

sein Altersdiskurs, obwohl erfahrungsgesättigt, doch weder empirisch noch normativ. Es bringt vielmehr die neben dem Sein und dem Sollen dritte Modalität im Bereich des Praktischen zur Sprache. Bloch geht es nicht um Altersrollen, weder um tatsächlich gegebene oder nur moralisch gesollte Rollen. Er legt sich die Frage vor, wie kann sich der ältere Mensch selber etwas Gutes tun. Der Obertitel des zuständigen Teiles heißt „Kleine Tagträume“, die der Titel des einschlägigen Abschnitts präzisiert: „Was im Alter zu Wünschen übrigbleibt“ (Bloch, 1959, I, 37–44).

Schon der Jurist, Politiker und Schöpfer der germanischen Sprachwissenschaft, Jacob Grimm, beschrieb in seiner *Rede über das Alter*, die er im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, drei Jahre vor seinem Tod, hielt, das Glück des Altwerdens (vgl. Grimm, 1861/1984, S. 304–323). Im Märchen *Die Lebenszeit*, das er mit seinem Bruder Wilhelm in die Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* aufnimmt, werden die Jahre von 60 bis 70 zwar als „die zehn Jahre des Affen“ bezeichnet: „Da ist der Mensch schwachsinnig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder“ (Grimm, 1985, S. 665f.). Dem tritt die *Rede über das Alter* entgegen. Selbst in körperlichen Behinderungen wie der Taubheit und dem nachlassenden Augenlicht sieht Jacob Grimm das Gute, denn man werde nicht von überflüssiger Rede unterbrochen und von störenden Einzelheiten abgelenkt. Bloch ist nun nicht so lebensfremd, daß er die „verständigen Ängste“ beiseite schiebt, da der Leib sich weniger rasch erhole, jede Mühe sich verdopple und die Arbeit „nicht mehr so flink von der Hand“ gehe. Er plädiert auch nicht für Askese, spricht sich vielmehr für ein epikureisch-behagliches Leben aus („Wein und Beutel“, sprich: Geld). Er räumt ein, daß der Einschnitt des Alters „deutlicher als jeder frühere“ Lebensabschnitt und „brutaler negativ“ ist, weshalb im normalen Alter die Resignation herrsche, kein bloßer Abschied von einem Lebensabschnitt [...], sondern der Abschied vom langen Leben selbst“. Dann aber erfolgt die Peripetie, der Wechsel vom Bedrückenden zur Chance, das Alter als ein Wunschbild²: „das Wunschbild Überblick, gegebenenfalls Ernte.“ Bloch zitiert Voltaire und bestätigt einmal mehr, daß sein Blick aufs Alter zumindest der Neuzeit vertraut ist. Zugleich relativiert er die in unserer Sozialpolitik so beliebte Unterscheidung von arm und reich zugunsten von gebildet und ungebildet: „für Unwissende sei das Alter wie der Winter, für Gelehrte sei es Weinlese und Kelter“. Und er schließt die Worte an: „Das gesunde Wunschbild des Alters [...] ist das der durchgeformten Reife; das Geben ist ihr bequemer als das Nehmen“. Dazu gehöre auch „die Erlaubnis, vom Leben erschöpft zu sein“, der Wunsch nach Beschaulichkeit und Muße, die Liebe zur Stille, nicht zuletzt die Weisheit, „das Wichtigste zu sehen, das Unwichtige zu vergessen“.

Zwei Defizite fallen auf: Das Verhältnis zu den Mitmenschen, etwa zur Familie und den Freunden, fehlt, ebenso wie die Frage, wie man die skizzierte Einstellung lernt. Denn die weise, „stoische“ Gelassenheit, die sich bei Voltaire, Jacob Grimm

² Ein weiteres Beispiel für den Wechsel zur Chance: vgl. Ginzburg, 1976, S. 17–21: „Das Alter bedeutet für uns vor allem das Ende des Staunens“. Aber etwas bringt uns „immer noch zum Staunen: zu sehen, wie es unsern Kindern gelingt, die Gegenwart zu bewohnen und zu entziffern, während wir immer noch damit beschäftigt sind, die durchsichtigen und klaren Worte zu buchstabieren, die unsere Jugend verzauberten.“

und Ernst Bloch abzeichnet, fällt dem Menschen kaum von allein zu. Er muß sie lernen, was zu einem weiteren Bild des Alters führt: daß man Altern lernen kann, freilich auch lernen muß, wie es Hermann Hesse formuliert hat: „Altsein ist eine ebenso schöne und heilige Aufgabe wie Jungsein“ (vgl. Bender, 1976, S. 203). Der entsprechende Lernprozeß könnte, schematisch gesagt, in drei Phasen verlaufen, die aber nicht „brav“ aufeinander folgen müssen. In der ersten Phase, dem „resignativen Altern“, findet man sich mit einer traurigen Wirklichkeit ab; man nimmt vor allem die körperlichen und geistigen, auch die sozialen Verluste wahr. Als zweite Phase folgt die Hinwendung zu altersgerechten Interessen und Beziehungen; es ist das „abwägend-integrative Altern“, das sich mit Blochs „Wunschbild Überblick, gegebenenfalls Ernte“ verbindet. Und eine gewisse Vollendung wird schließlich in der dritten Phase, in jenem „kreativen Altern“ erreicht, das der neuen Lebensphase ihre Eigenart läßt und zugleich den Gewinn einsieht: Den Zwängen von Konkurrenz und Karriere enthoben, wird man gegen die Frage nach mehr oder weniger Erfolg gleichgültig. Stattdessen treten Unbestechlichkeit, Selbstachtung, Güte und Humor in den Vordergrund.³

III. Ein Blick in den Konfuzianismus

Für das Zeitalter der Globalisierung sind interkulturelle Überlegungen unabdingbar. Ihtwegen könnte man auf das jüdische Denken blicken, besonders auf die Thora und den Talmud, oder wegen der wachsenden Zahl muslimischer Mitbürger auf deren Bilder von Alten und Altern. Oder auf ein provokatives Gegenbild zum säkularisierten Westen, auf die hinduistische Einteilung des Lebens in zwei profane Abschnitte, die mit Lernen und Erwerbsstreben gefüllt sind, und in zwei religiöse Abschnitte, in denen Mann und Frau zunächst gemeinsam Schüler eines religiösen Meisters werden, um danach jeder für sich, ohne eine feste Bleibe und frei von irdischen Bindungen zu heiligen Stätten zu pilgern.

Wir schauen jedoch – amateurhaft – auf eine weitere Kultur, auf das klassische chinesische Denken, das sich zwischen dem 6. und 3. Jahrhundert v. Chr. in verschiedenen Schulen ausbildet, die, oft ineinander greifend, bis heute nachwirken. Wir lassen den Daoismus und den Legismus, auch den Buddhismus beiseite und begnügen uns mit wenigen Gesichtspunkten aus dem *Lun-yu*, den Kong Zi (Konfuzius) zugeschriebenen „Gesprächen“ (Konfuzius, 1982). Das Bild vom Alter steht in Zusammenhang

³ Für eine vergnügliche Liste kleinerer Fehler s. Jonathan Swift, Entschließungen für mein Alter, in: Bender (Hg.), a.a.O., 115. Für das deprimierende Bild des Älteren im Altersheim s. W. H. Auden, Altersheim, ebd., 150f.; deprimierend auch J. Theobaldy, Die alten Frauen, ebd. 154–156. Ein Muster eines verbitterten Alten ist Shakespeares König Lear. Vgl. auch R. A. Schröders Gedicht „Vom alten Mann“. Ganz anders Pablo Casals, ebd. 169: „Alter ist überhaupt etwas Relatives. Wenn man weiter arbeitet und empfänglich bleibt für die Schönheit der Welt, die uns umgibt, dann entdeckt man, daß Alter nicht notwendigerweise Altern bedeutet“. Im selben Text berichtet er von der Einladung zu einem Gastdirigat beim Georgisch-Kaukasischen Orchester, dessen Mitglieder allesamt über hundert Jahre alt sind; der damalige Präsident war 123 Jahre alt.

mit der „Theorie“ einer wohlgeordneten Gesellschaft und des sie tragenden Individuums. Danach gebührt der Familie, auch der Großfamilie, der Sippe, sowohl genetisch als auch normativ der Vorrang vor dem Staat. Dabei genießt der Wille des Älteren, insbesondere des Vaters, einen hohen Rang: „Konfuzius sprach: ‚Zu Lebzeiten des Vaters folge seinem Willen; nach dem Tode des Vaters orientiere dich an seinen Taten. Wenn du lange Zeit nicht vom Weg deines Vaters abweichst, kann man sagen, daß du dich ehrfürchtig und pietätvoll verhältst.‘“ (Konfuzius, 1982, I, S. 11). Der Vorrang des Vaters erinnert an das klassische Rom, wird aber bei Konfuzius durch die Sitte und Moral, nicht wie in Rom vornehmlich durch das Recht gestützt. Der Vater besitzt daher keine absolute Autorität, im Gegenteil, bei moralischem Fehlverhalten sollte er ermahnt werden, allerdings respektvoll. Trotzdem endet die Loyalität gegenüber der staatlichen Rechtsordnung vor den Türen der Familie. Selbst wenn der Vater einen Diebstahl begeht, deckt ihn der Sohn, ebenso wie es der Vater für ihn tun würde (vgl. Konfuzius, 1982, XIII, S. 18; selbst die Blutrache wird überwiegend gedeckt).

Ein weiterer Vorrang gebührt den älteren Brüdern (vgl. Konfuzius, 1982, I, S. 2), so daß es dem Konfuzianismus in erster Linie nicht um das Bild des Alters, sondern um eine Verwandtschaftsbeziehung geht. Auch werden weder Kompetenzgründe genannt, etwa die Erfahrung, die bei manchen Berufen wichtig sein mag, noch wie bei Andreae frühere Leistung. Es zählt allein die von Moral und Sitte bestimmte, also traditionalistische Pietät. Da aber dieselbe Moral verlangt, daß der Vater für den Sohn und der ältere für den jüngeren Bruder sorgt (die geringere Bedeutung der Frau darf man nicht übersehen), herrscht eine Beziehung phasenverschobener Wechselseitigkeit; hinter der Pietät verbirgt sich denn doch ein Dank für empfangene Hilfe.

Seinem Herrscher mit Hingabe zu dienen, gehört durchaus dazu (Konfuzius, 1982, I, S. 7). Weil die Sorge für die Eltern, gegebenenfalls deren Pflege wichtiger als der Dienst am Staat ist, braucht der konfuzianisch geprägte Chinese nicht wie viele Griechen einen Lebensabend in Elend und Verachtung zu befürchten. Im Buch *Shuoyuan* erklärt jemand seinem verärgerten König, der Fürstendienst sei das Mittel, etwas für seine Eltern zu tun. Und der zweite konfuzianische Klassiker, Meng Zi (Menzius), kritisiert die Politik seiner Zeit, weil das Volk nicht mehr imstande sei, den Eltern einen sorgenfreien Lebensabend zu gewähren.

Eine Bilanz, selbst eine Zwischenbilanz verbietet sich. Deshalb schließen wir mit dem Zitat zu einem Gesichtspunkt, der noch nicht zur Sprache kam, zum Ende des Berufslebens. In Silvio Blatters Roman *Zwölf Sekunden Stille* sagt der 82-jährige Seniorverleger der Zeitung zum Kulturchef, der in wenigen Tagen, zum 58. Geburtstag, sein Amt aufzugeben hat: „Ich kenne diese Angst vor dem Älterwerden. Als ich auf die sechzig zusteuerte, tyrannisierte sie auch mich [...] jetzt pfeife ich darauf; jetzt weiß ich, daß ich ein alter Mann bin“. Aber, fährt Blatter fort, er „sonnte sich in der Widerrede“ (Blatter, 2004, S. 13).

Literatur

- Andreae, J. V. (1975). *Christianopolis*. (Übers. v. W. Biesterfeld) Stuttgart.
 Auer, A. (1996). *Geglücktes Altern*. (4. Aufl.) Freiburg.
 Bacon, F. (1985). *Essays*. Hrsg. v. J. Pitcher (dt.: Essays, oder praktische und moralische Ratschläge, übers. v. E. Schücking, Stuttgart 1970). London.

- Bender, H. (1976). *Das Insel-Buch vom Alter*. Frankfurt/M.
- Blatter, S. (2004). *Zwölf Sekunden Stille*. Frankfurt/M.
- Bloch, E. (1959). *Das Prinzip Hoffnung (1938–1947)*. (3 Bde.) Frankfurt/M.
- Ginzburg, N. (1976). Das Alter. In: H. Bender (Hg.), *Das Insel-Buch vom Alter*. Frankfurt/M.
- Gnilka, C. (1983). Greisenalter. In: *Reallexikon für Antike und Christentum*, XII, 995–1094.
- Grimm, J. (1861/1984). Rede über das Alter. In: J. Grimm, *Reden in der Akademie*, ausgewählt und hg. von W. Neumann und H. Schmidt. Berlin.
- Grimm, J. (1985). Die Lebenszeit. In: H. Rölleke (Hg.), *Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Gebrüder Grimm*. Frankfurt/M.
- Höffe, O. (2002). Gerontologische Ethik. In: O. Höffe, *Medizin ohne Ethik?* (3. Aufl.) S. 182–201. Frankfurt/M.
- Konfuzius (1982). *Gespräche (Lun-yu)*. Übers. u. hrsg. v. R. Moritz. Stuttgart.
- Minois, G. (1987). *Histoire de la vieillesse en occident de l'antiquité à la renaissance*. Paris.